



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

3. Blatt.

Landsberg (Warthe), Mittwoch, 30. September 1925.

Nr. 13.

Die heide Gollin.

Von Otto Kapitul.

II.

Die erste geschichtliche Erwähnung neumarkischer Wallungen stammt aus dem Jahre 1124, aus einer Zeit also, in der die Eindringung des Landes kaum begonnen hatte. Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Pommeren, durchquerte auf seinem Zug von Gnesen über Wirs nach Wirs die riesigen Heiden, die wie eine Schuhkappe als natürliche Grenze zwischen Polen und Pommern sich hinzogen. Sechs Tage brauchten die Reisenden, um sich mühsam durch den Urwald hindurchzuhacken, den noch keinerlei Straße durchzog.

Etzt im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts drohten die Deutschen auch in das Gebeil der Golliner Heide ein. 1278 wird Ritter von Gollin erstmals erwähnt. 1281 erscheint Gollin in zum ersten Male urkundlich als Stadt. Die Ritter v. Brunow und Brund von Osterburg, die hier als Juengen genannt werden, weissen zugleich an die Ortsnamen Brunnen und Osterburg (heute: Friedländer am gleichnamigen See) im Walde südlich Berlinens hin, die sicherlich in Beziehung zu diesen adeligen Familien gestanden haben.

Im Jahre 1278 wird auch schon eine zweitadmirablem umwallte Siedlung erwähnt, die später mehrfach unter derselben Bezeichnung wiederholt. Man hat Grund zu der Annahme, dass mit ihr die 1344 als „Marienthal“ genannte in der Heide Gollin „seine“ benannte ist. Die asturischen Markgrafen haben in den Wallungen oft und über der Stadt obgelegen, und dem Umbrange, dass sie hier auch Regierungsgeschäfte erledigten und Utrachten unterstellt, verbanden wir die frühe Erwähnung mäandrier in der Heide gelagerten Ortschaften. So finden wir den Landvogt 1289, 1293, 1308, 1311 in Brunnen, jenem längst vergangenen Dorfe, das westlich von Mildeburg in der Heide lag. 1290 gründet Markgraf Albrecht in Gollin das Kloster Ritternei. Unter den Zeugen finden wir den Ritter Boze von Brunnow und Ulrich von Osterburg.

Als der fromme Margrät im Jahre 1298 das Domstift Soldin gründet, bescheinigt er es mit wütigen Zeichen des Golliner Heide. Der ganze Besitz des Waldes bis an die Seenlinie, einschließlich der Dörfer Brunnen, Söning, Brunne, Wulden, wird Eigentum der geistlichen Herren. Weiter unten, wo Befestigungen bildet der Walbrand die Grenze, die in einer von Spandau nach Südwesen bis an die Miegel reichenden Linie verläuft und die Dörfer Gollin, Schöneberg, Stafelow und Michelfelde einschließt. In diesem Gebiet werden die Befestigungen dero Kanonier nur durch die Bestimmung eingeschränkt, dass die Predigerbrüder zu Soldin nach wie vor ihr benötigtes Bau- und Brennholz aus der Heide holen dürfen.

Zwei Jahre später gelangt auch der ganze südliche Teil des Waldes in geistlichen Besitz. Markgraf Albrecht stirbt am 22. Mai 1300 zu Klaßow im Kloster Klaßow und ist überföhlt ihm zahlreiche Dörfer und Seen. Da es eigentliche Klostergebiet grenzt im Norden an den Besitz des Soldiner Domes, im Osten an die Böberseen, während im Westen der Lauf der Klaßow und des Röbelmals die Grenze bildete. Neben die Nordgrenze greift nur der Sennelandschaft im Klaßow und Röbeln-See hinaus.

Die Himmelsstädter Mönche verbanden den reichen Besitz aufs beste wirtschaftlich zu nutzen. Sie verkaufen Holz und Kohlen und lassen sich auf den markgräflichen Straßen, die Waren wegzutragen, im Jahre 1328 schriftlich bestätigen. Sie mögen auch ab und zu Meliorationsarbeiten, insonderheit an Wiesen, unternommen haben. Darauf weist die Urkunde von 1349 hin, in der ihnen Johann von Götting auf ihr Bitten das Sumpfgebiet der Brunnins fürt, der Klaßow, bis zum Tanbörn zur Anlage von Wiesen überlässt. Der Göttinger Oberförster O. G. v. Götting erinnert die heutigen Heidegenossen an „Mönchsgasse“, daran, dass die Sumpfgebiete innerhalb des Besitzes des Ordens nicht sehr belangreich war, ist von mir schon früher hervorgehoben. Wahrscheinlich geht die Himmelsstädter Heidebewirtschaft, aus der Stelle des heutigen Marienbrüder gelegen und von Friedrich dem Großen später zum Eisenwerk benutzt, auf die Tätigkeit des Befestiger zurück.

Wichtigster Anknüpfungspunkt über das ganze Heidegebiet gibt es im Jahre 1337 aufgestellte neumarkische Landbuch Ludwigs des Reiters, auf das oben deshalb hingewiesen worden ist.

Daß in jenen alten Tagen ein Forstverwaltung feindeswegen gänzlich fehlt, zeigt schon die erwähnte Urkunde von 1328, in der der markgräfliche Waldvogt (Markt et cetera nemorum) verboten wird, von den Himmelsstädter Wäldern und Röbelmals die urholzigen Bäume zu fällen. Wir haben in diesen Walden zu jener Zeit die späteren Oberförster zu erläutern, wie aus einer Urkunde vom 28. Oktober 1348 deutlich hervorgeht. Als Nachfolger des Ritters Roppin, der bis dahin die Heide Gollin verwalten heißt, bestellt Ludwig an diesem Tage den Bernhard v. Wulffson und belehnt ihn sowie seine Erben mit dem gesamten Waldbesitz als einem reichen Leben. Er soll die Heide betreut bewahren und rezipieren und dem Markgrafen darüber Rede liefern. Zu seinen Obligationen gehört vor allem die Einziehung und Abtragung der jährlichen Früchte, die dem Markgrafen aus der Heide zuwandten und in der Haushaltung aus Heidebäumen und Röbelmalsstämmen bestanden. Aller anderer Gewinn aber aus der Heide steht dem Bernhard v. Wulffson zu; er kann ihn zu den bestimmten Zeiten erheben und zu seinem beliebigen Nutzen verwenden. Im Jahre 1350 finden wir schon die Bezeichnung Heidefeiter, die von nun an Jahrhunderte hindurch Amtsbezeichnung der Oberförster wird. Einer auf

Tantow bezüglichen Urkunde dieses Jahres entnehmen wir, daß der Heidefeiter auch über die Beleidernutzung in der Heide zu acten hatte; in der Lammzeit, zwischen Walburgis und Jakobi (25. Juli), batte er die Sütung zu verhindern. Bernhard v. Wulffson, der in hohem Ansehen gefanden zu haben scheint, wird 1350 auch mit den Einflanzten aus dem Dorfe Klaßow belegt, die aus Weintrau und Fruchtsäbde und Wegeblätter über 7 Hufen bestanden.

Zum Jahre 1352 verleiht Markgraf Ludwig dem Frankfurt Bürger Lange Bruno Goldschmid, wegen seiner getreuen Dienste Stadt und Haus Tantow mit dem sogenannten Landberger Heide, die er mit seinen Nachburen aufs beste begann und pflegen soll, wie es auch andere Hesemester diefer Heide getan haben. Alle Beamten sollen ihm dazu beihilflich sein. Die Urkunde ist interessant, wegen des hier erstmals auftretenden Begriffes Landberger Heide, den das Landbuch von 1337 noch nicht kennt. Daß die heutige Stadtforst nicht gemeint sein kann, liegt auf der Hand. Aber Kleffte irr, wenn er darüber die Heide Massif verbanden wissen will. Dagegen, leicht die Bezeichnung „Tantow mit der Landberger Heide“, der Wald muss sich also wohl in der Nähe von Tantow befinden haben. Doch kann er mit der Tantower Heide kaum identisch gewesen sein, in der wenig Walden vorher ein neuer Heidefeiter bestellt worden war. Der etwas dunkle Begeiß Landberger Heide findet vielleicht durch den Zusatz „und alle anderen zu dem Hause und der Stadt gehörigen Heiden“ seine Erklärung. Wahrscheinlich ist es der Teil der Tantower Heide, der im Landberger Kreise liegt. Darauf lässt wenigstens die Urkunde von 1353 schließen, in der Beifür von Ost die Heide standweise erhabt. Wenn er dadurch nicht genügend endständig wird, soll ihm im Lande Friedberg und Friedberg“.

Im Jahre 1403 erscheint die „Landberger Heide“ noch einmal. Hans v. Ranow, Stadtälteste zu Friedberg, verbindet am 14. Februar d. J. dem Ordensvogt der Neumark Waldwin Staßl und dem Ritterorden sein „Heidefeiteramt“ und sein „Heidebeamten“, d. h. sein Heidefeiter und -säben, also sein Heidefeiteramt aus der Landberger Heide und 12 Bbd. außer Finnenpfeife jährliche Rente für 200 Ml. quater Ritterkommende. Auch diese Bezeichnung der Heide zu Friedberg führt zu Vermutung, daß sie unter der Landberger Heide, die im Uhrwerk nicht mehr genannt wird, Teile der Tantow zu verstecken haben.

Die Stadt Soldin hatte das Recht, aus der Golliner Heide Lagerholz gegen Entrichtung von Heidefeiter zu entnehmen. Im Jahre 1353 bestätigt Markgraf Ludwig den Ratmannen dieses Privileg. Sie dürfen also Holz, das entweder schon liegt oder durch Alter, Wind oder andere Ursachen auf den Boden niederge-

teilweise dem Zimt von Dößel recht ähnlich. Die alten Strohdachdecker erneuern und befestigen diese Giebelseiten bei Arbeiten am Strohdach immer noch stilbewahrend: „Deit muß so simmt“ (sein). „Ett bringt Glid!“ – Wie lange wird sich dieser Brauch noch halten? Es ist höchst Zeit, aller Reize Kiefe aus der Geistesfülle des Urvolks sich sanft und forschend anzunehmen, umzobringen, als das Fünftümmer eine beflockende Merkwürdigkeit unter der Heimat ist.

Unschließlich nun noch zwei Zimmekin-Gesellschaften aus dem Gebiet südlich und südöstlich von Landsberg; die letzte von beiden in der

Limmekin und Bauersfrau

Eine arme Frau ging in den Wald, um Holz zu sammeln. Auf dem Wege ließ ihr ein schwarzes Kätzchen vor die Füße und immer in den Wald hinein. Die Frau griff es sich und nahm es mit nach Hause. Hier sperrte es ihr Mann in einen Käfig und stellte diesen unter den Kamин. Am Tage ließen ke es heraus; abends war es immer wieder da. Am andern

hülfener (hülfenen haben), hülfen! se dän, daß, de merliche **Kreuzig** hund (auch: **hund**) na'! Bodden rüff, innan, daß, **hund** de an-
dern alle **üff** hine waadt'lin haben. Dea,
den se ja rüffleßt' heben, fullde ma' na-
hülfen, wett et mittelt' dest **Sinnem** eigentlich her-
leßt! Aber **z** wenn nadmiß **naß** gelöschen, nicht
wir - **schart**, sondern dem **z** **schart**, in't
Jelicht'e **z** **wa** ganz weiß ut ea hittat an'n
ganzen Leime; in' wie 'a' sich vapust' hett, vo-
gel'zt' 'a', daß 'a' **üff** Bodden, in' **ne** finstre
Ede ne **z** **um** **heit** (**z** **heit**) **sch**leßt'leben, un in de
Tunne hidd 'a' een groet **fla**moet **Dingel**
lagen jelichein, wett ganz ferrie, albnisse (**al-
bun**)! Döbgen. Wie 'a' **hülf** wülls' **hülf**in,
boa is emm den **Unsehe** binache (*i* = **üff**)
in 'z' **jeß**leßt' **jeß**prun, un dunn hidd 'a' je-
macht, daß 'a' **furj**tempon is. - Bon dunn
an wülls' nu de **Krechte** in **Mäße** niet mea
bei den **Baua** bleibin, un je **hündchen** ena
nä'nd an.

Aba de Bauerschleidte jung'ett och ohne
de Knechte un Mägde nich schlechta, un je
blisum immma noch sebre reich.

Mennoniten im Netzebruch.

Bon A. Hänseler.

Während das von den „Wiederläufern“ in Münster 1534 geschaffene „neue Zion“, ein Reich der Schmach und Schande, durch die Erobierung der Stadt setzte ein, das Bischofs und des Landgrafen von Hessen ein Jahres Ende nahm, hielt sich die Sekte der Wiederläufer in den Niederlanden gegen alle Anstrengungen. Der Holländer Menno Simons, ein ehemaliger katholischer Geistlicher, vereinigte die in viele Parteien gespaltenen Sekte, die sich von nun an nach ihm Mennoniten nannte.

Ihre Lehre stimmt in vielen Punkten mit der evangelisch-reformierten Kirche überein. Sie verwerfen aber die Kindertaufe, den Eid und den Kriegsdienst und hassen sich dabei auf den Wortlaut der Bibel: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.“ „Du sage endt, daß ihr alternd – nidi“ (Mark. 16,16; Matth. 5, 34–37; Matth. 5, 21 ff.).

Es dürfte nur wenig bekannt sein, daß Angehörige dieser Sekte auch in der Neumarkt

und zwar im Regnibus, längere Zeit anfällig gewesen sind. Bereits im Jahre 1738 kam Prof. Dr. Schwartz in seinem Beitrag „Die Ansiedlung von Mennoniten im Regnibus“, Seite 24 der Schriften des Vereins f. Gesch. d. Am., schreibt eine Ansahl mennonitischen Volkes, um ihre Ansiedlung in den urbanen und ländlichen Ortschaften an der Rege zu beweisen. Die Verhandlungen darüber wurden im Jahre 1741 gefestigt, und man schreibt mir, daß es bereits einige für den Fall, daß die geplante Urbewäldigung ausgeführt würde. Da kam der erste Hälfte des Kriegs dagegen. Die Mennoniten waren volkstümliche Unterländer und wurden ihres Glaubens wegen befeindet, so daß sie im eigne-

Ein Vierteljahrhundert war ins Land gegangen. Friedrich der Große war siegreich aus dem siebenjährigen Völkerkrieg heimgekehrt und seine Karriere sollte den Höhepunkt der deutschen Geschichte erreichen.

Und eine Sorge galt der Wehrung des Besitzes des Reichs und des Reichsverwalt. und befehlt werden. Man erfuhr davon in **Wien**, und so machten sich im März 1784 drei Mennoniten aus dem Dorfe **Wiesloch**, drei Meilen hinter **Tübingen** auf, zogen in **König Friedrich** nach **Potsdam** und baten um Aufnahme für 20 mennonitische Familien. Beim Kaiser hatte es unter ihrem strengen Herrn, **Klemens Wenzel Lothar von Metternich**, eine Abrechnung mit **Wien** stattgefunden, die mit der Kolonisation des Regierungsbezirks beauftragt war. Am 17. September 1785 erhielten sie ihr **Brilligium**. Darin wurde ihnen die freie Webung ihrer Religion

verboten. Sie sollten von aller Freiheit und Werbung abgeschnitten, und ihre Nachkommen nie, aus einer alten Gesetzeslücke, nach solche denen Grundsätzen ihrer Religion auf wieder zufliegen. Mit Butter und Käse, die sie von lärmenden Städten erzeugten, durften Krebsen, zum ersten Anhau ihrer Gebäude wurde ihnen das notige Holz ganz frei verabfolgt. Jeder Müller sollte vierzig magdeburgische Morgen Acker und „Weizenbrads“ erhalten. Im Februar 1675 wanderten sie in ihre neue Heimat. Am 1. April 1675 kamten 186 Berliner und 1000 Potsdamer. Am 1. Mai 1675 kamen 2000

etwa 200 Pferden, 200 schönen Kühen, 300 Säuen. Ende Mai und Anfang Juni trafen sie in Driesen ein. Angefischt wurden sie in Breitenhöfewalde, Franzthal und Neudeßau. Ein sonderbarer Traum. den

Brennenhoff in seinen jüngsten Jahren hatte, ging so in Erfüllung. Weiters berichtet darüber im „Leben des von Brentenhoff“: „Viele Jahre vorher, ehe er den beschauenen Dienst verließ, sah er ihm einstmals im Traum vor, als befände er sich in einer ganz wüthen Gegend und in einer überaus großen Verlegenheit; aber eben, als die letzte Hoffnung, mich aus ihr zu ziehen, verschwunden wollte, trat zu ihm ein vorher noch nie von ihm gesehener Mann, rief ihm den Mut, nicht

inten zu lassen, versicherte, daß sein Unternehmen glücklich für viele seiner Mitmenschen und gütlich in seinem Ausgangen sein werde, und vertröste ihm treulich Beifall. Er erwiderte, und das Bild dieses Mannes schwieb augendunkel so deutlich vor seinen Augen, daß er sich nicht genugsam darüber verwundern konnte. Während dieses Hinauf- und Herdrehens schmälerte er abermals ein, und siehe, er erschien den nämlichen Mann abermals, jedoch auf dem Strelzener, nahm rührlos Abtrieb

von ihm, und indem jener starb, sah er eine große Menge Menschen in einer ihm ganz unbekannten Tracht, und ihr Anblick schien ihm, ungeachtet über den Tod seines Freun- des, die tiefe Freude zu erregen." Der Mann,

der Freiheit und im Traume gesehen hatte, war Kreigsteuer Weier in Drielen. Als Breitenhoff zum ersten Mal nach Drielen kam, fand er verschlossen, den Auftrag des Königs abzuholen, kam Weier in den neuen Wagen geprängt und schrie: „Hier ist der König, gebraucht keine Angst.“ Aber Weier, noch kurze Zeit hinter Breitenhoff am Siebentisch seines Freunde, sah den tränenden Augen aus Fenster trat, holte er Männer in der nämlichen, ihm bisher fremden Tracht einziehen, nämlich zwei Dorfältesten Menkenhoff, die mit Gut, Kind, Weib und Vieh aus Volzen kamen.“

Sie wurden also in Franzthal, Brenkenhoffswalde und Neudegg angesetzt. Franzthal erhielt seinen Namen (nach Lehnshof) zu Ehren des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau, Brenkenhoffswalde sollte den Namen des großen Kolonизаторs der Nachbarstadt erhalten.

überliefern und Neu-Dessau an seine alte Heimat erinnern.

Wahrheitlich sind täglich neuen den Menschen, auch nach der Kolonialisierung. Durch eine ähnliche wirtschaftliche wohlbauende in Neubauß, denn nach einer bei Neubauß, die kritizierterweise Kolonialisierung mitgestalteten Lohns über die Betriebsverordnung im Betriebsvertrag hatte spätere Brennenhofförsche 16 Familien mit 820 Morgen, Franzöß 14 nicht mit 80, Neubauß 32 mit 1272. Es hatte nicht mehr die gleiche, wie ein Erbteilnahme verfügen konnte, 10 Morgen für die Eltern, die noch 5 in Brennenhofförsche 7 mit 40, 9 mit 60, in Franzöß 9 mit 40, 5 mit 60, in Neubauß, allerdings 28 mit 40 Morgen.

Im Jahre 1777 waren in Neudorf 32 Familien mit 131 Seelen, in Granzthal 19 Familien mit 97, in Breitenhoffswalde 16 mit 95. In den nun folgenden Jahrzehnten zogen die neufränkischen Mennoniten nach den beiden anderen Mennonitenorten, so daß 1787 die Einwohnerzahl von Granzthal und Breitenhoffswalde zusammen 266 betrug gegen 193 zehn Jahre später.

Die Mennoniten hatten ihre besondere
Ermahnner, d. h. Geistlichen. In den

festrecht wird, sobald der Wipfel des Baumes die Erde berührt, zu ihrem Gebrauche frei zuheben und fortzuführen lassen. Nur wenn der Markgraf das Holz zu seinen Bauten benötigt, müssen sie zurückbleiben. Im Jahre 1368 erlässt der Markgraf der Stadt die Entzichtung des Heidehauses vom Dorfe Hollin. 1372 muss er auch die 12 Wipfel, die die Stadt von altertum zu zahlen hatte, bei den Rätschamen verpfänden und gefakettet ihnen am selben Tage auch die Entnahme von Lagerholz aus der Heide bei Schöneberg.

Im 17. Jahrhundert haben die Marwischen großen Besitz an Seen und Wiesen im südwestlichen Teil der Heide. Daher kommt es, dass der Große Siegler noch heute zum Rittergute Marwitz ist geboren.

Dergestalt vertritt in seinem Landbuch der Markgraf 1566 die Ansicht, dass der Umfang der Görlitzer Heide früher erheblich kleiner gewesen sei. Er schlägt das aus der Tafel, das in der Nordostecke des Waldes vier Dörfer — Brunnen, Spinnin, Brunnen und Wuden — liegen, die je 64 Hufen, zusammen also 256 Hufen umfassen. Und da die Hufe mindestens 30 Morgen gleich wären, so hätte sich dort ein beliebtes, also wahrhaftes Gebiet von 7680 Morgen befinden.

Die Tafel ist gewiss nicht zu übersehen. Wer einmal fehlt der Weisheit, dass die Dörfer schon vor der deutschen Besiedlung vorhanden waren, was unzweifelhaft ist, und zum andern, dass keines von ihnen das 14. Jahr als wirtschaftliches Dorf überdauert. Die genannten Dörfer wurden zwar begründet, aber sie standen augenscheinlich mehr auf dem Papier (wenn der Ausdruck gestattet ist), als in Wirklichkeit. Die Kolonisten begannen die Kulturarbeit, aber die Schierigkeit des Geländes forderte sie bald wieder ab. Sie verließen die unwillkürliche Städte, und in wenigen Jahrzehnten eroberte der Wald wieder seinen ur-alten Besitz.



Das Jimmekin.

Eine Wertwürdigkeit des Wörthe- und Neheimerbruchs.

Von Erich Dahms-Seldis.

Im Nr. 10 der „Heimat“ ist eine Reihe von Jimmekin-Geschichten veröffentlicht und der genannte Name „Jimmekin“ damit wohl hier zum ersten Mal zu Namen gesetzt worden. Die erwähnten, stileigentlich zurückgelassenen Geschichten sind im Gebiet südlich der Wörthe bzw. Orlbahn zwischen Zossenberg und Kästlein erzählt und von dort aus zusammengetragen.

„Jimmekin“, eine sonderbare Begriffsbeschreibung! Woher kommt der Name? Was bedeutet er? Dunkel ist sein Sinn, soweit wohl auch an ihm schon herausgedeutet wurde! Eine Deutung meint: „Jimmekin“ sei eine Abkürzung und Umwandlung des Namens „Johann“, „Johanne“, „Johanne“, „hute di...“) wie Hutmännchen dem Bräutigamenen Heinrich angemessen wäre.

Eine weitere Erklärung, die gefühlsmäßig mehr für sich hat, weil sie das Wesentliche am Begriff Jimmekin streift, besagt: „Jimmekin“ sei eine unumstößliche Umformung aus der Wörthfamilie Böke — geben: — Geber, nämlich: jibb oder jipp, Jibbik, Jibbechin, Jibbe, Jibb, Jimmik, Jimmit, Jimmel.

Noch entfernter, herbeigegener und darum unumstößlicher und gewagter ist wohl die Ansicht, „Jimmekin“ hänge zusammen mit „Gemmie“, „Gemmelin“, dem Eselsteinanhänger an der so schildernden Holsfetz. In diesem Falle müsste man mit dem Begriff „Gemmie“ zugleich den Begriffsumstand des Talsmanns oder Amulets vereinen. Ist doch ein Talsmann im allgemeinen ein Gegenstand, der seinen Besitzer schützen und ihm Glück bringen soll. In dieser Hinficht läuft diese Deutung dem Besitzthemen am Jimmekin nicht nahe. Den Wörthfamilen und Bergtrübbütteln der entfernten oder näheren Vorzeit hätte demnach die Geschichten der arabischen Begriffe Talis-

man und Amulett auf den ihm aus der lateinischen Sprache unter Gemme belauerten Schmuckstein übertragen. Daraus würde man endlich den Schluss ziegen, dass der Bergtrübbildner, in Dienste der missionierenden Kirche stehend, dem im Überlaubnen des Volkes lebenden Haushalte durch eine Umbenennung seiner arischen Gewalt und Gestalt bei nehmenden wollen. Gar zu oft wird dazu das Jimmekin in seiner äuferen Gestalt und seinem inneren Wesen als teufelsverwandt, als teuflisch dargestellt.

Wer mag es noch ergründen? Endgültig erstanden! Was sagen die verschiedenen, bis her gesammelten und veröffentlichten Jimmekin-Geschichten über unseres Hauses Geist und zwar über Aussehen und Anwesenheit?

Das Jimmekin ist eine schwarze Käse, „wie eine schwärze Käse mit langem Schwanz und Augen von Feuer“, oder eine vermaßte, „verkrüppelte“ Käse, ein nachs Käse; es wohnt im Kämin im Ofenloch unter dem Kämin, auf dem Boden in einem Fach oder einer Sonne, auch in einer Truhe. Und über seine Weile! Es muss jorgläm anzuwartet werden mit Ohrfeige, Milchrei, doch nicht zu viel, sondern vorsichtig abgeschmeckt, und der Brei sein u. dergl.; das Jimmekin darf nicht verachtet, gejagt oder grob behandelt werden.

Aus diesem allen ergibt sich endlich sein Wesen und Wirken. Das Jimmekin kommt und geht meist geheimnisvoll; oft wird es auch tragend gefunden. Durch das Schüsselholz, besonders aber durch den Schornstein führt es den Weg. Bei guter Behandlung segnet es Gold und wieder mit Gold; aber auch Getreide „kräfft“ — kräfft — es in Mengen und spendet so seinen Freunden Glück und Reichtum. Es hilft bei der Arbeit den Dienstboten wie der Dienstherthaft, in Haus, Hof, Garten, Wald und Feld, bei Tagen und nachtens, wenn alles ruht. Bei allen Arbeiten ist es fröhlich, lustig und gute Dinge, oft reich, laut und polternd. Besonders zugelassen ist es bei Verlobten, und zwar der Braut. Gleich aber, Tod und Brand treffen den Verlächter und Feind des Jimmekins.

Und nun das Eigenartigste! Alles, was unter Jimmekin in dem Vorbericht geschildert, das sind im Wesen und Wirken in anderen Gegenden der Provinz Brandenburg und darüber hinaus entweder der Kobold, oder auch der „feurige Drach“, „der Drach“, als „Gelb“ oder Getreidebrach — auch der schwarze „Aal“, endlich der Buck oder Bul, der im „Landesfunde der Provinz Brandenburg“ von Friedel und Welle, Band 3, Abteilung Wölfe, in den „Schriften des Vereins für Geschichts der Neumark“ Heft 23: „Sagenbuch des Landes Friedeburg“ von Dr. Paul Müller und in den 1921 erschienenen „Märkischen Sagen“ von Professor Dr. H. Körber sind monnigische Beispiele über diese Haussagen zusammengetragen und sollen hier als Beleg dienen.

Im Kreise Friedeburg, in Börneburg (am Südrand des östlichen Landes der Neumark) baut der „schwarze Aal“, als eine schwarze Käse, funkelnden Auges in einem Berge schwarze Wühlend. Bei Angermünde (Udermark) und in der Mühliner Gegend (Brandenburg), aber auch bei Lüsenwalde, Treuenbrücken, Blankensee, ist im Geiste des Käminen, wohnt der Kobold. Es wohnt dort auf dem Boden in einem Fach, muss alle Tage Mehlspeise bekommen. Durch ihn werden die Leute reich; er drückt ihnen das Korn, erscheint als Käfer mit glänzenden Augen, aber auch als „rote Biene“, also menschenähnlich, zwergenhant, entbringt der geöffneten Lade oder Truhe und kann erst mit Hilfe eines „Rüschen“, wieder in seine Behausung zurückgeschoben werden. In der Gegend bei Böllten (Sachsenland von Borsigwalde-Teltow) aber lebt der Kobold unter dem Kämin im Fach, spinnet ihm den im zugeworfenen Mädchen in der Nacht die Spulen; beim Spinnen sieht er in einem der Holsantinen. Er hilft bei Schneien, beim Herbeistegeln, hilft besonders den Hänchenkern, den Leinbeinen und ver-

lässt das Haus erst, wenn man ihm einen Dreier gibt. Dann verwandelt er sich in eine Mäuse, die dem sein glückhaftes Eindringen bei der Mäuse findet und bejubelt.

Im Kleine an der Ode wirft der Kobold mit Sand und Steinen um sich und in den Haussäumen wirkt er alles durcheinander. Fröhlich und guter Dinge, eben: „So fix und lustig, wie ein Kobolz“, ist der Kobold von Böggow im Havelland.

Bei Neuruppin und Seddin (Brandenburg) hat der Kobold gar noch einen Nebenbuhler. Dieser ist es selber, nur unter einem anderen Namen? Es ist dies der „feurige Drach“ — Drach — der Haussbrause; er erscheint zur Abwechslung hier mal als Käb, aber auch getreuen Börlibern gleich, als nasses, schwarzes Hühnchen. Den Müller schafft er Gold bis zum unerhöhten Reichtum. Bei der armen Witwe aber, in deren Haus der Drach durch den Schornstein geschrungen ist, sieht er als leuchtendes, fröhliches Flämmchen am Tage unter, zur Nachtzeit auf dem Thö; er hat der Witwe auch Gold geschafft. Bei Käulau jedoch (ist in der Südbörde unter Heimatbrunnen) da vertreibt der „feurige Drach“ etwas mehr mit seinem Jimmekin. Er wohnt hier auch auf dem Boden; die Magd mag ihn zur Mittagszeit Melbrot; die Magd sieht ihn stehend. Die Magd ist aber läufig und willstversogen und gießt Wasser in die Toone, worauf ein großes, schwarzes Tier aus derfelben zum Dache hinaufslüpft, doch alles tracht. Die beiden Chelene, die bei Börlibren zum Schmause jagen, werden also bald im Geiste ganz schwärze und wissen sofort, dass sie nun den Verlust ihres Geldbringers zu beklagen haben. Als solch ein Teufelswesen — vielleicht war es gar der Böse selbst — ist so ein feuriger Drach auch in Dolgen, auf dem östlichen der Neumark, gegeben worden, der durch den Schornstein frisch und Reichtum brachte. Andere meinen, ein „Jimm“ könne auch diese Siedlung annehmen. „Aus Krahenhöhl“ überkreist Hermann Löns in „Haubdüber“ ein Geschichtlein aus der Lüneburger Heide, also auch aus dem niederdeutschen Sprachgebiet und erzählt uns von einem Hausesgeist, der dem Käut, Kobold und Drachen gleicht.

Wer nur im Wörthe- und Neheimerbruch holt sich — soweit bis jetzt bekannt — zwar auch nur hier und da, dass ihnen oft stehende Jimmekin auf, nur in Brandenburg, dem Neumark (Alt- und Neu-) sowie seiner Befestigungsstadt in das Höhlanden, in der Kreis Friedeburg, hinein. Es scheint dort vielleicht die Bezeichnungen zwischen Höhle und Bruch immer seine „Siedlung“ Neuerwerbung — als bei uns „Söll“ das Jimmekin dennoch auch in anderen Teilen des Höhlandes sehr selten zu hören ist, so dient es einer geistigen Mischung verschiedener Gedenkstätten zwischen Jimmekin-Brock und Kobold-Drachen Höhe, aufzufinden sein. Das Herrschaftsgebiet unseres Hausschreis reicht laut historisch belegten Beiwörtern von Alt- und Neuerwerbung, Niedergaub, dem Reichenbrücke, bis Böllten, Böllbergs Reichsholz am Südrand des Höhlandes des Neumark an Jimmekin-Erzählungen sind die Legenden weitwegen überall in Klein-Göttingen und im Dechsel bei Klein-Göttingen und Siedis. Wurde doch von Herrn Bärter Dobius & Dechel im Jahre 1902 ausgesuchten Aufsicht von Dechel (Abzug von dieser im Südländischen Museum zu Landsberg a. Wörthe) vom Wöltmann als „Jimmekin“ in der „Im“ bestimmt. In „Jimmekin“ leben auch noch eine Unzahl Jimmekin-Märkte der alten Chässler. Diese Geschichtlein liegen gekennzeichnet und charakter der Darstellung nicht eines gewissen Meisters. Sie enthalten viele Wesenarmelarne, dem Kobold, Aal und Drachen, sowie doch jemals von den Chässlern diese Namen gebraucht werden; hier ist eben nur „das Jimmekin“ bekannt. Mit diesen Namen und Gedankeninhalten belegt man in Siedis sogar die an den Giebelsteinen der Straßhäuser befestigten, mehr oder weniger kunstvoll gearbeiteten Decheler, die sogenannten Giebel oder Hausschilden. Ihre Form ist

„Alle die Kirchen- und Schulwesen in denen neuen Kolonien im Neubrabant betreffend“, heißt es 1777: „Bebauung hat sein eigenes Edul- und Verbaus schon seit einigen Jahren er profit aus eigenen Mitteln er- daut.“ Bei Franzthal und Breitenhoffswalde heißt es: „Schul- Mennonen und haben ihre eigenen Erziehungen. Und aber ihnen nicht ebenso gut wie allen übrigen ein Bebauung anzugelebt ist, wird höherer Bestimmung überlassen.“ Waren diese beiden Orte Bebauer erhalten, ist nicht defamit; bei Franzthal ist es vor 1815 geschahen, denn in jenem Jahre schreibt Moritz Abraham in Neubrabant: „In der Kolonie Franzthal, welche ebenfalls liegt die Kolonie Franzthal, welche ebenfalls liegt aus einer Mennonenvereinigung entstanden.“ Das heißt sich aber in derselben schon viele Kirche angefangt, die sich zur evangelischen Kirche be- schen, und bei denen die Amtsverrichtungen der Prediger in Neubrabant besagt, daß sie von hier nur eine Achtelmeile entfernt sind. Die zur lutherischen Kirche gehörigen Worte der Kolonie Franzthal wünschen, daß der hiesige Prediger auch bei ihnen zum östlichen Gottes- dienst halten möchte und haben deshalb die noch dort befindlichen Mennonen öfters er- läutet, daß sie ihnen die Haltung des Gottes- dienstes in ihrem Bebauung gefallen mögten, allein diese verneigten es durchaus. Die lutherischen Worte haben es sich daher vorgenommen, bei einer Hochwürdigen Geistlichen- und Schulen-Dekoration einzutunommen, daß dieselbe den Mennonenfamilien eine tolerante Grund- lage einstellen möchte.“

Wir erschien aus diesem Schreiben zweierlei; daß die Mennoniten, starr an ihrer Lehre leidenschaftlich, sich gegen das Einbringen der Evangelischen in ihrer Kolonie zuwenden wollten, daß sie es aber nicht hindern konnten, daß ihnen von den Andersgläubigen zuwiesen der Boden fortgesetzten wurde.

Die Mennoniten waren rechte Kulturpioniere. Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten erfasste sie, für vor-
alleschöfliche Bürger des Staats, ob sie gleich keine Kriegsfreie waren. Kaum hatten sie die ihnen angewiesenen Ländereien erworben gemacht, so trug sie ihr Wanderleben wieder
auf einen anderen Ort, wo es Deßland und
Wiest zu cultivieren galt. Bereits 1783 zog
der erste wieder fort. Er erhielt von „Alten
Fritz“ die Erlaubnis, nach Württemberg in Klein-
hüttstadt anzusiedeln, wo Graf Schimmonius
einen Mennonitengemeindesitz anordnete. Bereits
1785 kam ein Abgesandter zum König und
stellte ihm die Notlage einiger Familien vor.
Die erwachsenen Söhne hätten sich selbstständig
gemacht, konnten aber im Bruch keine
neuen Wirtschaften mehr erwerben, da bereits
alles aufgespaltet und beliebt war. So wollten
die Väter ihre Belehrungen den Söhnen lassen
und zum Standort v. Schimmonius ziehen, der
in der Thoren Weichselberlebner Land
erworben gemacht hatte. Doch der König wußte
wie das Departement der auswärtigen Ange-
legenheiten war, daß die Mennoniten man mäßige
Schäden an den Schäden an den Schäden an
machen können in der Reimut und oben in Weißbrechen
Land zur Anwendung zuwenden. So blieben die
Mennoniten zunächst noch. Sie erhielten 1787
die Erlaubnis, sich auch anderswo im Regio-
nus anzusiedeln, allerdings nur mit Einwilligung
der neuamtsmäßigen Kämmerer.

Manderlei Gründe — Landmangel, Verdrängung in ihrem Glaubensbezirk u. a. — zwangen sie aber doch nach und nach truppweise fortzuziehen. Im Sommer des Jahres 1804 verließen fünf Familien die Gegend und zogen nach Rümland; dort hielt sich seit 1783 die Kaufleute Katharina L. (1769—1811), eine geruehrt deutsche Prinzessin von Anhalt-Bernburg, Metzendorf genannt. Die meisten gingen nach Rümland, 1804 fort, die letzten nach 1806. Es handelt sich um die sogenannte **Gedenkfeier** auf dem Kirchhof in Brenkenhoffswalde, deren Antritt, kaum noch lesbart, 1907 von den Lehrern Michaelis, Vorwburg und Reimann an den Brenkenhoffswalder Missbrauch wurde. Sie lautete: „Mußthäfte der Gebeine der lebigen Väter und zum Teil der Vorfahre, welche im Jahr 1783 auf Grund

des von der Königlichen Majestät, dem König Friedrich II. verliehenen Privilegiums aus Polen auswanderten und die Kolonie Bremenshöfde mit Betsais und Tostender gründeten. Sie waren evangelisch-mennonitische Christen, die, ihrem Glauben treu, unter sich und mit ihren Nachbarn friedlich lebten. Ihre Nachkommen kontinuieren aber ihr Betsais und Ruhestätte nicht auf. Wohl vergrößert und sohnlich darum genötigt, so allmählig wieder in einzelnen Säulen zurückzufallen. So dann auch die letzten von ihnen 1835 nicht dorthin (b. d. nach Polen zurück), sondern nach dem ländlichen Bremenshöfde, wo sie sich in einer kleinen Siedlung angesiedelt, wo sie bereits größere Gemeinden, dort kaiserlich privilegiert, aus verschiedenem Theil Deutschlands aufhielten. Aus Rührung und christlicher Liebe für diese würdige Gemeinde erfordern wir Unterzeichneter uns bewegen, die Ruhestätte ihrer Kolonie im Jahre 1835 als Eigentum zu erwerben, und indem wir wünschen, daß er Friedrichs helfen möge, wir wünschen, wie eidermannsfeindlich mit verhöhnender Christlichkeit vor demselben vorzuberezogen.

Berlin u. Neudessau, den 1. Januar 1840.
Die Gebrüder A. Both und B. Both".

Brenkenhoffswalde und Franzthal wurden nun bei den Nachbarparochien Hohencarzig und

Rebsprung eingepfarrt, Kraatzthal 1839. Das dortige Bethaus, ein Blochhaus, erworb er für die evangelische Gemeinde 1836 für 100 rt.

Versunkene märkische Sitten.

Wie in allen Teilen Deutlchlands sind auch in der Mark Brandenburg alte Volksstitten und Gebräude, Trachten und Gemeinschaften erhalten, die seit neuer Zeit, um alsst gleichnamigen Werken und der neuen Folge, ein altes gleichnamiges Werk erscheinen. Am einzigen Teilen der Provinz, etwa im Spreewald, im Elmenland und in den Berken, haben sich die alten Sitten in Arbeit, Essen und Kleidung noch länger erhalten, aber im allgemeinen sind die alten, charakteristischen, farbigen und rothen Volksleibern verschwunden. Da ist es erfreulich, daß nicht nur in Museen und Sammlungen, sondern auch in Wort und Schrift die alten märkischen Volksstitten bewahrt und verstanden werden. Einer der liebenswürdigsten und vor allen Dingen unterhaltsamsten Heimatwerke dieser Art ist der *Brandenburgische Märchen- und Sagenbuch* von Dr. E. L. Körber, der in diesem Bande geschichtliche und geographische, mythische und heimatkundliche Belehrung, Beschreibung und Legende auf den Geschichts- als neuestes Werken des ersten Heft einer volkskundlichen Folge „Märkische Heimat“ (Verlag A. Nied, Preussisch-Märkische Heimat).

Berfunkene und vergessene Schäze der märkischen Volksfeste sind es, die Gustav Weischer in diesem schlichten, gehaltenen Bändchen wenigstens dem Leser und Freunde der märkischen Heimat ans Herz holen will. Nicht gelehrt und lehrhaft, sondern schulterhaltend, plaudernd und furzweilig schüttelt der Berfuscher in der ihm eigenen schlichten und anfassbaren Art alte märkische Sitten und Bräuche, wie der Berlobungstraus der Ringelkugel, die Kindstaufkugel, der Brottag, die Bindelzettel bei Christi Himmelfahrt, ebenso wie alte Sitten beim Erntefest, noch geistig sind, die märkischen Frühlings- und Herbstfestesbräuche. Einan reicht humorvoller Brauch, der gar nicht so alt gewesen zu sein scheint, höchst Gustav Weischer im "Borleckeren" — den Bild in bereichelten "Borleckeren", den die jungen Stadtmäder bei den ersten Besichtigungsfahrten in die Städte trugen, mögen wünschen. Warum sollte in dieser sinn-

volle Scherz in den Städten der Mark nicht einmal wieder aufleben?

Wir glauben, das beste Mittel, um häbisch
und gefunde alte Bräuche wieder an neuem
Leben zu erwecken, sind solche Schriften und
Heimatschriften, wie sie uns Gustaf Wessels
beschert. Darin liegt seine Stärke. Und histo-
risch, Archäologisch und biographische Einschätzungen
der Leben eignbarer verdienter mit-
berühmter Männer und Frauen erhält uns das
Werken, hierbei allerlei interessante und
wundervolle, in seinen Kulturschätzen, die dem
leichten Zell des ersten Sehens aufzubauen,
gute Gufalte vielsch an andern mär-
tliche Heimatschriftsteller an, gibt also nur in
Ergänzungen Eigenes. Im Ganzen genommen
kann man sich aber dieses poetischen Feldes
blumenstrassen, gewisst auf märkischer Erde,
nur erblid freuen. Die kleine Sammlung ist ein
rechtes Volksbuch und sollte in einer märkischen
Bücherei fehlen.

Büchertisch

Fontane, Theodor. *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Neue Ausgabe in fünf Bänden. Herausgegeben von den Söhnen des Dichters. Theodor und Friedrich Fontane. Erster Teil: *Die Grafschaft Ruppin*. Verlag der F. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Fontane's *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* sind, als ein wahrhaft ländlicher Gesichtssatz und eine Durchdringung des ländlichen Gesellschafts- und Dorflebens, längst Gemeinde aller Freunde wissenschaftlicher Geschichte und Kultur geworden. Was Theodor Fontane als Naturfreund, als Geschichtsforscher, als Volksethnologe bei seinen Wanderungen mit flaren Augen sah und sah, und was er dann für einen anfangs nur kleinen Kreis von Freunden gejmutten, nebstreift, hat immer mehr Freunde geworben und wird mit jedem Tage wertvollere Freunde. *Ganz wandernd und reisend* noch als in den bisher gestellten Werken ist die Geschichtsforschung, noch neuer Wirkungskreis, einerseits bekannte, tritt hier in dem lebendigen Bildern aus der Mark die Einbändigung von Natur, höhenständigen und bodenständigen Geschichts- an den Leser heran — überzeugt von der Erscheinung des einen Mannes, der die Mark Brandenburg in ihrer großen geschichtlichen Entwicklung den prägenden Sternen aufscheint hat: des großen Königs.

Östentheire Volksfunde, Von Prof. Dr. K. Brunner, Verlag von Duse & Meyer, Leipzig. Die Sammlung „Deutsche Stämme, deutsche Lande“ hat mit diesem neuen Bande Verfehlung gebringen gefunden. Gerade in unserer Zeit, in der das deutsche Volksstum im Osten so schwer bedroht ist, kommt das Buch allen Deutungsbereichen doppelt gelegen. Professor Brunner hat hier als herausragender Kenner der Landesgeschichte, geschickt auf die wertvolle Sammlung des Museums für Deutsche Volkskunde in Berlin, einen glänzenden Überblick über das Leben des märkischen und ostmärkischen Volkes in der Mark Brandenburg, in Polen, Oste und Westpreußen, gegeben. Siebung und Druck sind wunderschön, Durchdringung und Gebräuch sind ausnahmsweise und durchgängig wunderbundende Überlehrerlebnisse. So ist es zu begreifen, daß hier in einem zusammenfassenden Bande diese Lebensäußerungen deutscher Volksstums im Osten dargestellt gehalten sind. Wie Erstaunen sieht man doch die hohenkönigliche Volksstultur in den östlichen Besirken an Reichstag und Mannigfaltigkeitsebene hinter der der älteren westlichen Kulturbreite Deutschlands zurücksteht.

Schriftleitung: Paul Dachmä